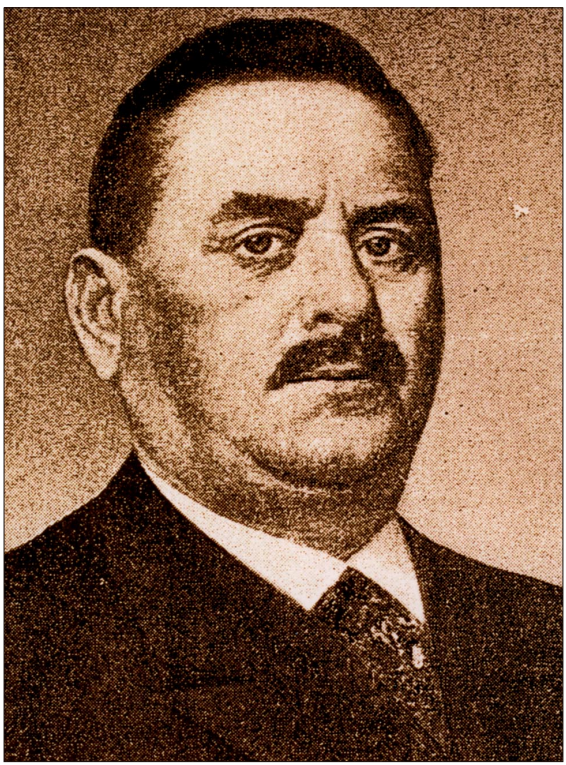
Carl Brendgen als „Fabrikherr“

VON BERT ROMBACH

Fortsetzung aus dem Jahrbuch 2007

Um die Schwierigkeiten des Carl Brendgen als Fabrikbesitzer richtig einschätzen zu können, muss man die Umstände bzw. die Rahmenbedingungen berücksichtigen, denen sich ein Unternehmer in der damaligen Zeit zu Beginn des Industriezeitalters gegenübersah.



Carl Brendgen sen.

Die Phase des Übergangs zur Industrialisierung ab Mitte des 19. Jahrhunderts war gekennzeichnet durch eine Massenverelendung, zu der eine Reihe von Faktoren beitrugen, die man als die „Soziale Frage“ zusammenfasste. Die große Masse der Menschen, die bis dahin meist nur gelegentlich Arbeit hatten, war ohne geregeltes Einkommen. Im Kölner Raum galten ca. 30 % der Bevölkerung als arm (Almosenempfänger), sogar zahlreiche Handwerksmeister in Köln erhielten Armenunterstützung. Eine Katastrophe wurde nur durch die verstärkte Industrialisierung verhindert.

Wenn man aber annimmt, die Schaffung von sicheren Arbeitsplätzen in der Braunkohle wäre von den Arbeitern mit großer Freude und Dankbarkeit begrüßt worden, so täuscht man sich. Sie lebten in einem ländlichen Milieu, bestritten den Lebensunterhalt ihrer Familien meist mit ihrer kleinen Nebenerwerbslandwirtschaft, zu der meist einige Nutztiere, wie Schweine, eine Ziege, Hühner und selten sogar eine Kuh gehörten. Sie gewöhnten sich nur schwer an geregelte Arbeitszeiten sowie an eine vorgegebene Ordnung in den Arbeitsabläufen, die eingehalten werden musste. Bisher hatten sie neben ihrer Arbeit in der kleinen Landwirtschaft, die sie nur mühsam ernährte, meist nur dann eine Arbeit angenommen, wenn sie Geld brauchten. Im übrigen wurden Arbeiten häufig auch nur als Gelegenheitsarbeiten angeboten. Die Gewöhnung der Menschen an den industriellen Arbeitsprozess bereitete den meisten große Probleme. Sie gingen einfach nicht zur Arbeit in die Fabriken, wenn sie ihnen zu schwer wurde bzw. wenn sie keine Lust mehr hatten oder aus ähnlichen Gründen. Sie verließen die Arbeitsstätte, wenn das Wetter zu schlecht war oder wenn sie im Sommer in der Nebenerwerbslandwirtschaft arbeiten mussten. Kündigungszeiten beachteten sie nicht. Dies beeinträchtigte den Betriebsablauf natürlich erheblich. Die Fabrikbesitzer konnten dem auf Dauer nur mit angemessenen Strafen begegnen, weil unter diesen Umständen ein industrieller Arbeitsprozess nicht möglich war. So gab es z. B. einen Lohnabzug, wenn Arbeiter zu spät kamen oder fehlten. Noch im Jahre 1904 konnten sich immer noch viele

Arbeiter „nur schwer an Zucht und Ordnung eines geregelten Betriebes gewöhnen“, wie ein Bergrevierbeamter feststellte. Die Arbeitsausfälle zu den Kirmeszeiten oder ähnlichen Ereignissen hatten derart nachhaltige Arbeitsausfälle zur Folge, dass Unternehmer und Bergbehörden allen Ernstes forderten, die Kirmesfeiern auf ein Wochenende im Herbst zusammenzulegen, was natürlich nicht gelang. Arbeitgeber und Grubenbeamte beklagten sich auch häufig über „unbotmäßiges Verhalten“ der Arbeiter, worunter willkürliches Feiern, Beleidigungen, Drohungen und Tätlichkeiten zu verstehen waren. Wurde ihnen zur Strafe der Lohn gekürzt, verließen sie die Arbeit. 1908 waren hiervon im Revier Köln Ost (Landkreis Köln) 60 Prozent der Belegschaftsmitglieder betroffen. Die Unternehmer sahen sich gezwungen, geeignete Maßnahmen gegen diese willkürliche Abkehr von der Arbeit zu ergreifen. Sie vereinbarten deshalb, keine Arbeiter mehr einzustellen, die ohne Kündigung die Arbeit verlassen hatten. Auf der anderen Seite begannen sie, Zuverlässigkeit zu belohnen, indem sie ein Prämiensystem für längere Betriebszugehörigkeit einführten.[1]

Auf der anderen Seite muss man berücksichtigen, dass die Arbeiter selten eine regelmäßige und wahrscheinlich nie eine Beschäftigung mit so langen regelmäßigen Arbeitszeiten gehabt hatten. Die damalige Arbeitszeit betrug 12 Stunden mit einer einstündigen Mittagspause und zweimal 30 Minuten Kaffeepause. Im Sommer wurde von 6.00 bis 19.00 Uhr und im Winter von 6.00 bis 18.00 Uhr gearbeitet.[2] Die Arbeiter waren bei alledem auch noch zur Ableistung von bis zu vier Überstunden ohne Zulagen täglich verpflichtet. Der Fußweg vieler Bergleute aus den umliegenden Ortschaften zur Arbeit und abends wieder nach Hause dauerte oft mehrere Stunden und das 6 Tage in der Woche. An Sonntagen wurden regelmäßig Sonderschichten gefahren, die wegen der Zulagen von 30 bis 100 % für die Arbeiter sehr attraktiv waren und von einigen auch wahrgenommen wurden, um sich etwas dazu zu verdienen. Um 1895 begannen einige Gruben mit der Einführung der Nachtschicht, die im Rahmen der Normalarbeitsordnung zur Regel wurde. Anspruch auf Urlaub gab es nicht.

„Hubertus“ in den 1930er Jahren

Auch die Arbeitsbedingungen waren meist härter, als die Arbeiter das bisher gewohnt waren. So mussten die „Hauer“ und „Schlepper“, bis Anfang des 20. Jahrhunderts die Bagger kamen, das Deckgebirge – in den Gruben um Kierdorf betrug es bis zu 10 Metern – und anschließend die Braunkohle mit Hacke, Schaufel und Schubkarre abtragen bzw. abtransportieren. Bei alledem waren sie schutzlos Regen, Kälte, Schnee und Hitze ausgeliefert. Es gab weder Arbeits- noch erst recht Schutzkleidung. Mangels Duschmöglichkeiten über viele Jahre mussten die auswärts wohnenden Arbeiter bei schlechtem Wetter auch noch mit nasser und schmutziger Kleidung einen langen Heimweg antreten. Arbeitsbedingungen und lange Arbeitszeit waren Mitverursacher für Krankheiten und Unfälle. Arbeiter wurden immer wieder in den Gruben von herabstürzenden Erd- und Kohlemassen verschüttet. Die Arbeit, vor allem in den Brikettfabriken, war unter anderem durch die Staubentwicklung gefährlich. Der trockene Braunkohlenstaub neigte zur Selbstentzündung und es gab keine geeigneten Entstaubungsverfahren. 1894 und 1896 gab es beispielsweise auf der Grube Gruhlwerk Kohlenstaubexplosionen, bei denen ein Bergmann getötet und mehrere schwer verletzt wurden. Außerdem entstand beträchtlicher Sachschaden. Aber auch an den Maschinen zogen sich Arbeiter wiederholt Verletzungen zu. Die von Carl Brendgen immer wieder forcierte Mechanisierung half, diese Gefahren weithin zu vermeiden.

Die Unternehmer haben sich, im damals üblichen patriarchalischen Bewusstsein ihrer Verantwortung für ihre Arbeiter, auch um deren soziale Belange gekümmert. Sie versuchten, durch eine entsprechende Organisation der Betriebe, Entlohnung, Arbeitsbedingungen, betriebliche Sozialmaßnahmen, arbeitsfreundliche technische Produktionseinrichtungen und später menschenwürdige Arbeiterwohnungen Spannungen zu vermeiden und für die Zufriedenheit der Arbeiter Sorge zu tragen, was ja auch in ihrem eigenen Interesse lag. So entwickelte sich auf Dauer das Verhältnis zwischen den Arbeitern und ihrem Arbeitgeber Carl Brendgen

weitgehend spannungsfrei. Carl Brendgen war für seine Arbeiter „dä Här“, dem sie ausnahmslos Respekt zollten, selbst die, die mal Probleme mit ihm hatten. Er war immer für sie ansprechbar und vielen hat er in Notlagen geholfen, so z. B. mit Vorschüssen aus besonderen Anlässen und mit günstigen Darlehn beim Bau ihrer Häuser. Nach Überwindung der Anfangsschwierigkeiten mit der neuen Arbeit wurde den Bergleuten klar, dass sie „däm Här“ die erste geregelte Beschäftigung verdankten, auch wenn sie die Arbeit sicher oft verwünschten. „Dä Här“ war darüber hinaus auch noch sehr beliebt, weil er verständnisvoll und gütig zu ihnen war. Wenn er schimpfte, wussten sie, dass er meist recht hatte. Sie waren dankbar, dass er nie nachtragend war und Konflikte meist versöhnlich ausklingen ließ. Er versuchte ihnen deutlich zu machen, dass er seine menschlichen Kontakte zu ihnen durch seine Rolle als Arbeitgeber nicht beeinträchtigen lassen wollte. Ernsthafte Auseinandersetzungen zwischen ihm und seinen Arbeitern sind nicht bekannt.[3]

Carl Brendgen hasste den Müßiggang, wenn sich irgendwo sogenannte Arbeiterdenkmäler bildeten, während andere arbeiteten. Wenn dann irgendwo der Ruf ertönte, „do küt der Här“, dann rannten alle an die Arbeit und wer dies nicht mehr schaffte, der verdrückte sich. Hatte er aber mal „ ne grusse Müßigjänger“ erwischt, dann gab es ein Donnerwetter: „Ühr hat net ihr Rauh, bes ich janz kapot ben; wenn nächste Wooch enner em blaue Kidel und met der äde Pief de Ziesselsmaarer Stroß erop küt un no Arbed frog, dann ben ich dat.“ Mit solchen Übertreibungen verstand er es, die angespannte Stimmung wieder aufzuhellen, sein Zorn war wohl schnell wieder verraucht und sein Prinzip war, nur jemanden zu bestrafen, den er auf frischer Tat ertappt hatte.[3]

Carl Brendgen hatte aber auch eine besondere Art, das Vertrauen der Mitarbeiter zu erwerben. Arbeitskolonnen bauten sich seinerzeit für die Pausen vor allem bei schlechter Witterung selbst eine Kaffeebude aus Strohmatten. In der Mitte der Bude grub man ein Loch, in dem man Feuer machte. In dem Feuer wurde nicht nur Kaffee gekocht, sondern auch Kartoffeln gebraten. Wenn die Arbeiter in ihrem selbst gebauten Zelt in der Pause mal Kartoffeln brieten und „dä Här“ das sah oder roch, dann kam er hinzu, setzte sich zu den Arbeitern und ließ sich auch eine Kartoffel braten. Er sagte dann: „Dat es für mich en Delikatess“.[2]

Er hatte offenbar keinerlei Chefallüren, außer er musste im Interesse des Betriebs mal Tacheles reden. Das verstanden die Arbeiter offensichtlich und nahmen es ihm nicht übel, zumal er meist fünfe gerade sein ließ. Dieses Verhalten des Carl Brendgen zu seinen Arbeitern könnte allerdings auch rein taktisch bedingt gewesen sein, das ist manchmal schwer auseinander zu halten. Vom Gesamteindruck her erscheint es aber so ge-

konnt, dass es fraglich ist, ob ein im Grunde einfacher, wenn auch außergewöhnlich tüchtiger und erfolgreicher Mann, dies in einer so natürlichen Weise durchgehalten hätte, zumal er es nicht nötig hatte. Seine Autorität dürfte auf Grund seiner Persönlichkeit, seiner Leistungen und seiner Charaktereigenschaften ganz selbstverständlich respektiert worden sein, zumal „Respektspersonen“ in damaliger Zeit selten so menschlich und sympathisch waren.
Einmal heiratete ein Arbeitskamerad aus der Kolonne „Zement Wellem“. Es war üblich, dass dann ein anderer aus der Kolonne als „Hochzeitsfänger“ vor dem Kirchenausgang einen Tisch aufstellte und eine Schnur so spannte, dass das Brautpaar und die Hochzeitsgäste nach dem Verlassen der Kirche an dem Tisch vorbei mussten. Die Frauen erhielten dann „ne Söße“ (Likör) und die Männer „ne Suhre“ (Schnaps), dafür mussten sie aber ein Trinkgeld zahlen. Da das Trinkgeld reichlich geflossen war, traf Herr Brendgen die Kolonne nachmittags auf dem Betriebsgelände statt zu arbeiten laut singend beim Verzehr der übriggebliebenen Flaschen. Er forderte die Arbeiter auf, die Arbeit zu Ende zu führen, den „Schabau“ könnten sie morgen trinken und wenn die Arbeit gut beendet würde, bekämen sie auch von ihm noch „en Tröppche“. Als Carl Brendgen am nächsten Morgen mit dem Arbeitsergebnis zufrieden war, gab es neben einem Donnerwetter doch noch das versprochene „Tröppche“. Er meinte: „Net dat hernoch wede gesonge wit und sorgt, dat de Kerch em Dörp bliev.“

In der Fabrik Hubertus in Brüggen/Erft, der dritten Fabrik des Carl Brendgen, arbeitete ein Hobbymaler, der einen gut erkennbaren Maurer mit einer Schnapsflasche in der Hand an die Wand des Kesselhauses gemalt hatte. Carl Brendgen sah das Bild und sprach den Maurer auf seine Trinkgewohnheiten an: „ Kobes heß du och kei Tröppche gedrunke?“ Kobes antwortete: „Douch Här, dat es meng Medizin“. Darauf Carl Brendgen: „Medizin für Kopp- oder Buchpeng?“ „Jo Här für beeds zosamme“. „Na ja“, erwiderte Carl Brendgen, „weil Du mich net beloore häss, he häste De noch für e Tröppche, ever net für höck, denn Du lies Dir jo für Nommedags emmer jet metbrenge.“ Er verstand es auf diese Weise, die sicher oft berechtigte Kritik so humorvoll zu präsentieren,

ja die „Sünder“ sogar noch zu belohnen, womit er wohl den größtmöglichen Erfolg erzielte.
Im Jahre 1902 brach im gerade stillgelegten Tagebau Hubertus in Zieselmaar ein Großfeuer aus. Alle Löscharbeiten waren zunächst vergebens und man hatte Pioniere angefordert, um durch umfangreiche Sprengungen den Brand einzudämmen. Dieses Schauspiel zog natürlich viele Schaulustige an. Als Carl Brendgen diesen Volksauflauf bemerkte, wandte er sich an den nächsten Feuerwehrmann und fragte ihn: „ Es Moppe Hen noch net he?“ (Ein weithin bekannter

Kirmesbudenbesitzer).[4] Selbst bei einer für ihn unangenehmen Situation versuchte er also, für Entspannung zu sorgen, was sicher ungewöhnlich ist, zumal es keiner erwartet hätte.

Offenbar war dies ein Charakterzug des Carl Brendgen und entsprach seiner Wesenart, mit anderen Menschen auf diese Weise zu verkehren. So gab er in der ihm eigenen lockeren Art den Arbeitern immer mal wieder Anlass, sich zu amüsieren, so auch bei einer Löhnung, die jeden Samstagnachmittag um 15.30 Uhr in einer alten Bude, genannt „Am Zirkus“, in Zieselsmaar stattfand. Der alte Betriebsführer Reifferscheidt las die Namen der Arbeiter und den auszuzahlenden Lohn von der Lohnliste vor und Carl Brendgen zahlte jedem das Geld auf den Tisch. Vom Lohn wurden das Invaliden-, das Knappschaftsgeld und der Betrag für Getränke abgezogen, die sie auf dem „Höfchen“ gekauft hatten, wo der Chef einen Ausschank unterhielt. Der Kaffeejunge im Betrieb sammelte morgens die „Schnapspüddelche“ (kleine Flaschen) ein und holte entsprechend den Wünschen der Bergleute dort Nachschub. Carl Brendgen hat wahrscheinlich seine Bedenken hinsichtlich des Alkoholgenusses bei der Arbeit zurückgestellt, um die schwere Arbeit, insbesondere bei Kälte, erträglicher zu machen. Die Beträge für die gekauften Getränke wurden auf der „Latz“ (Tafel) angeschrieben. Es wird berichtet, dass der Arbeiter Bate Mieß an einem solchen Zahltag gehört hatte, dass Carl Brendgen den Kameraden, die vor ihm dran waren, gesagt hatte, sie hätten 1,80 Mark verdient und die zahlte er ihnen aus. Ihm sagte er aber, „du kriess 18 Groschen“. Bate Mieß lehnte das mit dem Hinweis auf die Kameraden, die 1,80 Mark bekommen hätten, empört ab und verlangte auch 1,80 Mark. „Gut“ sagte daraufhin Carl Brendgen, „dann kriess Du och 1,80 Mark“ und erntete damit natürlich großes Gelächter bei den Kumpels.[2]

Als er kurz darauf einen Arbeitsjungen mit Schnapsflaschen unter dem Arm wie müßig durchs Gelände herumstreichen sah, forderte er ihn auf, stehen zu bleiben. Der Junge lief jedoch weg, um die Arbeitskameraden zu warnen. Carl Brendgen, sein Markenzeichen, den Krückstock, schwingend, hinter ihm her, ohne ihn zu erwischen. Damit war die Sache für ihn auch erledigt.

Klassenkampfparolen hätten zu dieser Zeit in Zieselsmaar wohl kaum Chancen gehabt. Nicht mal für das größte Problem damals, die Kinderarbeit, gab es in der Gesellschaft – einschließlich der Kirchen – ein Problembewusstsein. Für die Arbeitgeber waren Kinder billige und willige Arbeiter und die Eltern schickten sie zur Arbeit, wann es ihnen passte und ließen sie deshalb oft die Schule schwänzen. In unserer Region haben Kinder noch bis ins 20. Jahrhundert hart arbeiten müssen.

Die Arbeiter dürften von Marx und Engels gehört haben. Die sozialistische Partei, der „Allgemeine Deutsche Arbeiterverein“, setzte sich für ihre Interessen ein. Es entstanden Gewerkschaften, die die Auseinandersetzungen mit den Unternehmern als eine Form des Klassenkampfes betrachteten. Das Klima in manchen Betrieben wurde rauher. Nicht so in den Brendgen-Betrieben, denn seine Arbeiter hatten sich nie ausgebeutet und erst recht nicht unterdrückt gefühlt.

Im Rheinischen Braunkohlenbergbau hatten die Gewerkschaften – auch die christlichen – jahrelang nicht nur Nachstellungen der Polizei und Brandreden der Geistlichen zu befürchten, viel schlimmer für sie war das Misstrauen der Arbeiter. Die Arbeitgeber verstanden es, die Arbeiter auf ihre Weise von den angeblichen „vaterlandslosen Aktivitäten“ der SPD und der Gewerkschaften abzuhalten, indem sie versuchten, ein spezifisches Bergarbeiterbewusstsein – „etwas Besonderes zu sein“ – zu entwickeln.[5] Mit dieser Fiktion, dass in der Braunkohle die Interessen von Arbeitgebern und Arbeitern quasi in die gleiche Richtung wiesen, jedenfalls von ganz besonderer Art seien und praktisch zu einem solidarischen Verhalten im beiderseitigen Interesse zwängen, hatten sie offenbar auf Dauer Erfolg. Die Arbeitgeber bemühten

sich aber auch um ein konstruktives Verhältnis zur späteren Industrie-Gewerkschaft Bergbau, und da sie gute Löhne zahlten und die Bergarbeiter stolz darauf waren, zu den mit am besten bezahlten Industriearbeitern in Deutschland zu gehören, gab es keine nennenswerten Probleme.

Carl Brendgen als Kommunalpolitiker

Carl Brendgen wurde zum ersten Mal am 1.Juni 1877 als Mitglied des Gemeinderates Kierdorf durch Handschlag des Gemeindevorstehers Heinen eingeführt. Damals war er noch Ziegeleibesitzer, der als solcher weithin einen guten Namen hatte. Auf Grund seiner unternehmerischen Erfahrungen und seines umfangreichen Wissens war er mit Sicherheit der wichtigste Mann im Gemeinderat, der sich trotz seiner beruflichen Inanspruchnahme auch für die Belange der Gemeinde und ihrer Bürger mitverantwortlich fühlte.

Feuerwehrhaus Kierdorf, im 1. Stock tagte der Gemeinderat

Einige Beispiele mögen das belegen: Er beantragte den Ausbau der Zieselsmaarerstraße, die in den Anfängen für den Verkaufserfolg der Klütten bzw. Briketts und damit für die Arbeitsplätze entscheidend war. Die Ratsmehrheit wollte aber nur die Hälfte der Kosten, nämlich 900,- Mark, zahlen, die andere Hälfte sollte die Provinzialverwaltung zahlen. Die verweigerte das natürlich, was der Gemeinderat wusste. Carl Brendgen nahm sich auch der vor allem für die Fußgänger völlig unzulänglichen Situation der Wege an und stellte den Antrag, seitens der Gemeinde „12 Wagen Straßenbelagmaterial zu beschaffen“. Der Antrag wurde abgelehnt. Als es aber um die Wege in der Grubenanlage des Herrn Brendgen ging, beschloss derselbe Gemeinderat, der als Wegeunterhaltspflichtiger selbst nichts unternahm, die katastrophalen Wegeverhältnisse in der Gemeinde in Ordnung zu bringen: „Brendgen soll gehalten sein, die Wege stets in gutem Zustand zu erhalten“. Carl Brendgen beantragte weiterhin die Aufstellung von Straßenlaternen im Ort Kierdorf und später die Beschaffung von weiteren Laternen, je eine in Kierdorf, in Zieselsmaar und in Roggendorf. Der Antrag wurde ebenfalls abgelehnt.

Am 26.9.1900 wurde Carl Brendgen Gemeindevorsteher. Auch in dieser Funktion trat er durch Anträge in Erscheinung, die deutlich machten, dass ihm die Interessen der Bürger, insbesondere auch die der ärmeren Bevölkerung wichtig waren. So beantragte er „die Beförderung der Erstellung von Wohnungen für die minderbemittelten Bevölkerungsklassen“. Sein Antrag wurde mit der falschen Behauptung abgelehnt: „kein Bedürfnis, kein Mangel an Wohnungen“. Das gleiche Schicksal erlitt sein Antrag auf Erlass einer Grundsteuerordnung, der ihn am meisten betroffen hätte. Dem von ihm eingereichten Projekt zum Bau einer Waschküche für das Schulhaus, einer Waschstube, eines Spritzenhauses und zweier Aborte für die Schule stimmte der Gemeinderat jedoch zu. Auch der Bau des Gerätehauses auf dem Friedhof geht auf eine Initiative des Ortsvorstehers Brendgen zurück.[6]

Mit seinem Engagement im Gemeinderat, auch noch weit bis in die Zeit, als er längst die vier Braunkohlenfabriken gebaut hatte,

dokumentierte er, dass er sich nicht nur der Gemeinde zugehörig fühlte, sondern neben seinem wichtigen und arbeitsreichen Beruf auch noch einen Beitrag zum Wohle der Gemeinde zu leisten bereit war. Auch als Ortsvorsteher zeigte er Verständnis für die Situation der anderen. Eines Tages traf er die Witwe eines Maurers, die gerade Briketts geholt hatte. Als Gemeindevorsteher erinnerte er sie daran, dass sie ihre Gemeindesteuer noch nicht bezahlt habe. Die Frau gestand ihm weinend, dass sie dafür kein Geld mehr habe. Carl Brendgen drückte ihr ein Zwanzigmarkstück in die Hand und sagte: „Bezahl domet deng Stür und wat öffrig es, es für dich un deng Küngde.“ Gleichzeitig veranlasste er, dass die Frau in Zukunft unentgeltlich Briketts beziehen konnte, obwohl der verstorbene Ehemann nicht in seinen Diensten gestanden hatte.[3] So half er vielen Kierdorfern in Not. Die Anliegen der kleinen Leute unterstützte Carl Brendgen auch dadurch, dass er im Jahre 1906 zu den Gründungsmitgliedern der Spar- und Darlehnskasse Kierdorf gehörte. Damals lebten die meisten Familien in Kierdorf am Rande des Existenzminimums. Den Kleinbauern fehlten oft die finanziellen Mittel für Saatgut und landwirtschaftliche Geräte. Kredite wurden ihnen verweigert, es sei denn gegen Wucherzinsen, die sie noch mehr ins Elend stürzten. Das Genossenschaftswesen Raiffeisens, das auf Selbsthilfe bei Solidarhaftung basierte, half ihnen kreditwürdig zu werden und Kredite mit angemessenen Zinsen zu erhalten.

Carl Brendgen als Mensch und Christ

Carl Brendgen starb am 23. März 1916 nach einem erfolgreichen und erfüllten Leben im Alter von 75 Jahren. Er hatte nicht nur als Unternehmer für Kierdorf und die umliegenden Dörfer durch den Bau seiner Fabriken Arbeitsplätze für die meist arme Bevölkerung geschaffen, sondern als wagemutiger Unternehmer auch Maßstäbe für das Rheinische Braunkohlenrevier gesetzt und dessen Entwicklung maßgeblich mitgeprägt. Als einer der ersten Unternehmer hat er die Bedeutung der Braunkohle für das Wirtschaftsleben erkannt und bei damals noch großem Risiko alles auf eine Karte gesetzt und in Gruben und Fabriken investiert. Diese Einstellung war sicher kein Ausdruck des Leichtsinns, sondern sie gehörte zu dem unvermeidbaren Risiko einer solch weittragenden unternehmerischen Entscheidung, die bestätigt wird durch sein Motto im Kesselhaus: „Vertrau auf Gott, doch auch auf eigene Kraft, Gott segnet nur, was du dir selbst geschafft.“ Diese Entscheidung lag zwangsläufig auch im existentiellen Interesse vieler Arbeitsloser, Tagelöhner und hungernder Familien in Kierdorf und Umgebung. So wird Carl Brendgen auch in einer Reihe von Chroniken umliegender Gemeinden als Brotgeber der arbeitenden Menschen bezeichnet.

Links: Kloster (mit Brendgen-Ziegeln), rechts Jugendheim und Kindergarten

In seiner Verantwortung als Arbeitgeber, langjähriger Ortsvorsteher von Kierdorf und Mitglied des Kirchenvorstandes ergriff er die Initiative, um in Kierdorf eine Niederlassung der Hiltruper Missionsschwestern vom Heiligsten Herzen Jesu zu gründen mit dem Anliegen, einen Kindergarten, eine Nähschule und eine ambulante Krankenstation einzurichten und die weibliche Jugendarbeit zu pflegen. Er stellte selbst ein Stück Land unentgeltlich zur Verfügung, durch dessen Verpachtung der Erhalt des Klosters sichergestellt werden sollte. Nach langen Bemühungen gelang dies schließlich im Jahre 1918. Carl Brendgen sollte den Erfolg dieser hochherzigen Initiative nicht mehr erleben. Die Schwestern haben bis 1982 segensreich und hoch willkommen in Kierdorf gewirkt.

Carl Brendgen war nicht nur ein gläubiger, sondern auch ein praktizierender Christ, wie auch vieles andere belegt, was aus seinem Leben bekannt ist. Er stiftete der Kirchengemeinde unter anderem eins der beiden

größten Kirchenfenster, das den hl. Karl Borromäus bei der Pflege der Pestkranken zeigte und die Inschrift trägt: „Selig sind die Barmherzigen“. Die Stiftung könnte auch der eigenen Eitelkeit geschuldet sein, wie es viele Beispiele in Kirchen gibt, auf denen sich die Stifter auch noch selbst haben verewigen lassen, um den lieben Gott an ihre Wohltaten zu erinnern. Zu denen gehörte Carl Brendgen nicht, er war weder eitel noch trotz seines großen beruflichen Erfolges hochmütig. Er versuchte immer wieder getreu der Inschrift des Kirchenfensters, Not zu lindern und Hilfsbedürftigen zu helfen.

Nach seinem Tode stifteten die Tochter des Carl Brendgen, Louise Finger geb. Brendgen, ihr Ehemann, Königlicher Amtsrichter und Hauptmann Wilhelm Finger, handelnd in seiner Eigenschaft als Testamentsvollstrecker der verstorbenen Carl Brendgen und seiner Ehefrau Luise Brendgen geb. Koenig, sowie der Sohn Eduard Brendgen, Bergwerksdirektor, auch stellvertretend handelnd für seinen im Felde stehenden Bruder Carl, in einer Schenkungsurkunde vor dem Notar Lempertz in Cöln am 28. Januar 1918 der katholischen Pfarrgemeinde Kierdorf:

– „26.500,00 Mark nebst Zinsen seit dem Sterbetag des Herrn Carl Brendgen,
– Grundstücke in Dirmerzheim, Kierdorf und Türnich in einer Gesamtgröße von ca. 297,44 ar und mit einem Wertschätzungspreis von 11.938,90 Mark.
– die Erträgnisse aus diesen Schenkungen sind von der Kirchengegemeinde Kierdorf zum Zwecke der Kranken-, Alters- und Jugendpflege der Eingesessenen aller Bekenntnisse der Pfarrgemeinde Kierdorf, einschließlich der Rektoratskirche in Brüggen nach Abzug der Verwaltungskosten zu verwenden.
– die Schenkung erfolgt von den Schenkgebern im Sinne der zu Kierdorf verlebten Ehegatten Bergwerksdirektor Carl Brendgen senior und Luise geb. Koenig, um deren Andenken zu ehren und trägt den Namen Carl und Luise Brendgen.“

Pfarrkirche zu Kierdorf vor dem Umbau um 1870

Auch diese hochherzige Schenkung nach seinem und seiner Ehefrau Tod bezeugt, dass es Carl Brendgen und seiner Ehefrau um ein Zeichen wahrer Nächstenliebe über den Tod hinaus ging. Eindeutig ist, dass diese Schenkung von Carl Brendgen noch zu Lebzeiten gewollt war, denn sein Schwiegersohn, Herr Finger, handelte „in seiner Eigenschaft als sein Testamentsvollstrecker“ und Tochter und Söhne Brendgen bekennen in der Urkunde, dass sie „im Sinne der Eltern handeln“. Auch hier wird deutlich, dass es sich nicht um eine der üblichen Schenkungen an die Kirche handelte, die so gut wie immer als „Gegengeschenk“ eine große Zahl von Gedenkmessen für das Seelenheil des Schenkers beinhalten und in denen selten ein Akt wirklicher Nächstenliebe zu sehen ist. Ungewöhnlich für diese Zeit ist auch die Widmung „zum Zwecke der Kranken-, Armen- und Jugendpflege“. Insbesondere der „Jugendpflege“ zu gedenken, war in dieser Zeit neu. Schließlich gibt es wohl nur wenige vergleichbare Schenkungen von Todes wegen zugunsten einer katholischen Kirchengemeinde, die Bezugsberechtigte aller Bekenntnisse beinhalten.

Quellen

1) Abteilung B 1 Z - Zentralarchiv Rheinbraun 375/106; Kreisarchiv Euskirchen Abt. 20/30 Amt für Kultur - Braunkohlenbergbau im Kreis Euskirchen, hier: Geschichte der Hubertus AG Brüggen und Concordia Kierdorf, zu Teil 1 und 2

2) Johann Schaaf, Was „Schaafs Hännes“ noch zu sagen weiß, Revier und Werk Heft 17 (1953), Seite 27

3) E. S. Alte Erinnerungen – Die Jahre der Entwicklung unserer Firma, Revier und Werk Heft 17 (1953), Seite 25f.

4) Alte Erinnerungen – Moppe Hen, Revier und Werk Heft 19 (1954), Seite 25

5) Manfred Faust, Die Anfänge der Arbeiterbewegung im linksrheinischen Braunkohlenrevier, in: IWK, Freie Universität Berlin 1994

6) Gemeinderatsprotokolle Kierdorf 1868 - 1909 - Li 28